

„Walk-i-re“! - nicht „Walk-ü-re“!

„Opernführer für
Einsteiger“ – auf sächsisch

VON ROLAND H. DIPPEL



Jasmin Solfaghari

Fast ein Heimspiel ist für Jasmin Solfaghari im Konzertfoyer der Oper Leipzig. Doch ihr Besuch gilt nicht der Wiederaufnahme einer ihrer Inszenierungen am Augustusplatz (zuletzt „Aladin und die Wunderlampe“) und in der MuKo („Ring“ und „Freischütz“ für Kinder). Jetzt stellt sie ihnen bei Schott erschienenen „Opernführer für Einsteiger“ vor, der mehr mit Leipzig zu tun hat als das Titelbild, das Motiv stammt von der Fassade des Hauses Dreilinden.

Diesen Opernführer gibt mit identischem Titel auf Hochdeutsch gleich doppelt, einmal in badensischen Heimatdialekt der Regisseurin mit iranischen Wurzeln – und auf sächsisch. Für die Übersetzung hat sie sich Beistand geholt. Mit Klaus Petermann, Kabarettist und Vorsitzender der Lene-Vogt-Gesellschaft, und ihr treffen zwei Experten zusammen: Petermann, der penibel zwischen Lauten an Pleiße, Mulde und Elster unterscheidet, und Solfaghari mit ihrer Metierkenntnis und Leidenschaft für Musiktheater.

Das ist sympathisch: Regionale Wurzeln sollen mit diesem Opernführer gestärkt und parallel Offenheit für Oper in Originalsprache entwickelt werden. An dieser Schnittstelle befinden sich auch die vielen Fotobeigaben aus Solfagharis Leipziger Inszenierungen. Neben Grafiken zum Beziehungsnetzwerk von Figaro und der noch ausgedehnten Familiengeschichte von Wolan, Siegmund und Siegfried liefert sie viel Material, das in keinem Nachschlagewerk für Dummies oder Bildungspromoter zu finden ist, etwa die praktische und symbolische Auftritts- und Verwendungsreihenfolge von Pflanzen und Tieren auf dem Theater. Immer wieder kommt sie zurück auf Fragen zu Getränken auf und hinter den Opernbühnen: Farbe, Neben- und Nachwirkungen: Alles dabei. Einen Besucher, der bis dahin noch nie etwas mit Musiktheater am Hut hatte, gewinnt sie sofort. Der Tenor Patrick Vogel mit der „Freischütz“-Arie und Siegmunds Liebeslied, davor der Bassbariton Randall Jakobsh mit der „Figaro“-Arie leisten an diesem späten Vormittag treffsichere und tonschöne Überzeugungsarbeit.

Vielen ist Jasmin Solfaghari als Vertretungsprofessorin für Matthias Oldag an der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ bekannt. Ihren Einsatz dafür, mit jungen und erfahrenen Solisten an einem Strang zu ziehen, den existenziellen Fragen in Komödien, Geisterstücken und Weltuntergangsdramen nachzugehen, spürt man auch in ihrem Buch. Es ist nicht der geringste Vorteil, dass diese deutsch-sächsische Werkschau Neugier macht auf weitere Werke und dabei Know-how enthält, das für Vorbereitenden mindestens genauso gut verwertbar ist. „Dr. Leidenschaftlich eifersüchtige Graf hat sich in der Zwischenzeit mit ä Hammer un einer Zange bewaffnet und will grad de Diere von däin Angleidezimmer offmachen.“



Jasmin Solfaghari: Opernführer für Einsteiger – Figaro, Freischütz, Ring des Nibelungen; Deutsch-Sächsisch Schott, 160 Seiten, 16,99 Euro

KURZ GEMELDET

Der Regisseur und Autor Bernd Fischerbauer ist tot

MÜNCHEN. Der Regisseur und Autor Bernd Fischerbauer („Regina auf den Stufen“, „Die Wiesingers“) ist im Alter von 74 Jahren gestorben. Eine Sprecherin des Verlags Picus, in dem 2016 Fischerbauers Buch „Burli“ erschienen ist, sagte, Fischerbauer sei in der Nacht von Sonntag auf Montag seiner Krebskrankung erlegen. Zuvor hatten mehrere Medien darüber berichtet. Der gebürtige Österreicher war mit der Schauspielerin Rita Russek („Wilsberg“) verheiratet; das Paar lebte in München. Nach Stationen am Theater arbeitete Fischerbauer seit den 1970er Jahren auch für das Fernsehen.

Daniel Kehlmanns neuer Roman erscheint im Oktober

REINBEK. „Tyll“ ist der Titel des neuen Romans von Daniel Kehlmann (42), der im Oktober im Rowohlt Verlag erscheint. Kehlmanns Tyll Ulenpiegel sei die Neuentdeckung einer mythischen Figur: ein großer Roman über eine aus den Fugen geratene Welt, über die Verwüstungen durch den Krieg und die Macht der Kunst, teilte der Verlag in seiner Ankündigung mit. Kehlmann ist vor allem mit dem 2005 erschienenen Roman „Die Vermessung der Welt“ über den Naturforscher Alexander von Humboldt und den Mathematiker Carl Friedrich Gauß bekannt geworden, für den er vielfach ausgezeichnet wurde.



Maria Perlt (Susanna) und Christian Grygas (Graf von Almaviva).

Foto: Stephan Floß

Figaros Hochzeitstorte

Eine widersprüchliche Operninszenierung an der Staatsoperette

VON BORIS GRUHL

Alles an einem Tag. Und dieser Tag hat es in sich. Es ist eben „Der tolle Tag“, so der Untertitel des 1784 in Paris uraufgeführten und gleich darauf wegen aufrührerischer Tendenzen für drei Jahre verbotenen Stückes von Beaumarchais „Le Mariage de Figaro“, nach dem Lorenzo Da Ponte das Libretto für Mozarts Commedia per musica „Le Nozze di Figaro“ schrieb, uraufgeführt 1786 in Wien, ein Jahr später erstmals auf deutsch.

Figaro, Kammerdiener des Grafen Almaviva, und Susanna, die Zofe der Gräfin, wollen heiraten. Längst ist das sogenannte Recht der ersten Nacht abgeschafft, nach dem es dem Grafen zukäme, mit den Bräuten seiner Untergebenen die erste Nacht zu verbringen. Aber dieser Herr Graf würde es jetzt gerne wieder einführen.

Oder lässt sich gar diese Hochzeit verhindern, weil Barbarina, die Haushälterin, auf ein Eheversprechen Figaros pochte? Aber – dieser Tag ist wirklich toll – sie ist ja, wie sich herausstellt, seine Mutter. Man mag gar nicht daran denken, wie es zu diesem Eheversprechen hat kommen können. Eine tolle Gesellschaft kommt da an diesem tollen Tag zusammen, und es wird noch toller.

Wer hat hier eigentlich wirklich eine weiße Weste?

Die Frau Gräfin hat nicht nur Kopfweh und badet im Scham, wenn ihr Mann auf die Jagd geht, sie hat auch mehr als nur eine schwärmerische Zuneigung zum jungen Pagen Cherubino und der wiederum hat alle Anlagen, dem Herrn Grafen

bald ein Konkurrent zu werden, dieser ambivalente Typ, nicht mehr Kind, und wenn sie dann in der Musik, in den Ensembleszenen, aufeinander treffen, dann meint man zu vernehmen, dass das alles nur so herrlich und mitreißend klingt, weil Mozarts Musik sich jeder moralischen, oder besser moralisierenden, Wertung enthält.

In den Arien klingt zudem diese große Zuneigung mit, die er für seine tolen Typen empfindet. Und so wie Mozart dieses Verständnis hat, dass da jeder etwas abbekommen will vom süßen Leben, so haben Timo Dentler und Okarina Peter eine große, zuckersüße Hochzeitstorte auf die Drehbühne gebaut, und immer da, wo ein Stück herausgeschnitten wird, sind dann die Orte des Spiels im gräflichen Schloss und im Garten. Bei genauem Hinsehen allerdings ist nicht zu übersehen, dass Zuckerguss und Blütenpracht aus Marzipan wohl doch vor allem die Brüchigkeit eines unfertigen, morschen, auf jeden Fall aber sanierungsbedürftigen Gebäudes verbergen.

Die Menschen sind der Kleidung nach gegenwärtig samt Handys und Selfies, ihr Spiel ist schrill, das ist gewollt, jeder nascht, wo er kann, und dennoch wirkt das alles mitunter ganz schön angestrengt. Der Übertreibung fehlt der Charme, die darstellerische Korrespondenz zur Musik Mozarts funktioniert so nicht. Beim Spiel des Orchesters allerdings, da hat das Buffoneske Stil, da gibt es von der dahineilenden Ouvertüre an die klangvolle, musikdramatische Gestaltung dieses tollen Tages. Das Orchester unter der Leitung von Andreas Schüller

setzt die Höhepunkte des langen Opernabends. Der Dirigent am Hammerklavier nimmt auch bei der Begleitung der Rezeptive das bestimmende Presto vom Beginn immer wieder auf, auch mit so gekonnten wie augenzwinkernden musikalischen Variationen. Solche Feinheiten des Humors musikalischer Herzlichkeit verfehlen ihre Wirkung nicht.

Im großen Ensemble der Solisten bietet vor allen Christian Grygas als Graf eine so glaubwürdige wie berührende Darstellung seiner existenziellen Zerrissenheit, die er immer wieder mit Gerissenheit, bei der ihm die Fäden aber doch entgleiten, vergeblich in den Griff zu bekommen versucht.

Zum rechten Gegenspieler wird Florian Spiess als Figaro bei aller spielerischen Präsenz und körperlichen Gewandtheit nicht, auch gesanglich erschöpfen sich leider die Möglichkeiten des jungen Bassisten.

Der Sopranistin Maria Perlt als Susanna mangelt es für diese Partie, besonders in der großen Arie im vierten Aufzug, der „Rosenarie“, an lyrischer Grundierung.

Almira Elmada als Cherubino überzeugt eher gesanglich als im aufgesetzten Spiel. Im Spiel zurückhaltender, im Gesang leider auch, Elvira Hasanagic als Gräfin.

Widersprüchliche Eindrücke nach einem langen Opernabend in der Staatsoperette, wo nach der Pause, ganz unüblich für dieses Theater bislang, etliche Plätze nicht mehr besetzt waren.

➊ Nächste Aufführungen: 20., 21. 5.; 4., 17., 25. 6.; 4.7.

➋ www.staatsoperette.de



Riesenaufwand, Riesenerfolg: „Von Zwergen, Riesen und Kindern“.

Foto: Roland H. Dippel

und Menschen (braun) auf dem saalbreiten Podium. Karoline Schreibers Kostüme haben klare Signalwirkung auch darin, dass alle Fans ihre Sprösslinge sogar aus der letzten Reihe ohne Opernglas erkennen können.

Neumanns grandiose Idee: Hunderte von Kartonwürfeln werden zum bewegten Spielfeld. Als Sitzbänke, aufgekurbelt als Zahnräder und als Figuren von Zwerg und Riese. Bei so viel unerschöpflicher Aktionsfülle gehen die Soli an einigen Stellen fast unter. Sogar Josephine Teuber als kapriziöse Prinzessin, die sich nicht nur durch Ausstrahlung, sondern auch einen

kleinen Stich brillant gespielter Hysterie für weitere große Aufgaben empfiehlt. Einen riesigen Rollenumfang, mindestens wie Puccinis „Butterfly“, bewältigt Pauline Klapper als Erzähler Hänfling. Nicht nur sie meistert das auswendig. Alle sind verstärkt mit Mikrofonen. Dadurch merkt man, wie textdeutlich von Frank-Steffen Elster einstudiert wurde: Die sympathische Nermin Awaied (Entenmutter), die quirlige Judith Regina Herenz (Wasserratte), die würdige Alicia von Wirth (Zeremonienmeister), der lebhaft Ricardo Grätzsch (Junge) und die agile Johanna Seifert (Mädchen).

Ein Riesenaufwand ist das für nur zwei Vorstellungen einer Auftragsproduktion, in die alle Beteiligten viel Engagement und Feierabendfließ stecken. Deshalb sollten die Veranstalter diesen Erfolg auch als Forderung nach mehr Vorstellungen verstehen. Dann gäbe es noch viel mehr strahlende und glückliche Gesichter als hier, wenn sich die Spieler zum Finale im aufhellenden Saal verteilen.

Große alte Dame des ostdeutschen Films

Schauspielerin
Doris Borkmann gestorben

VON ROLF RICHTER

Doris Borkmann war bis vor wenigen Wochen ein Energiebündel. Temperamentvoll, klug, gebildet, zupackend, voller Ideen, das Alter verlassend, witzig, charmant, amüsant plaudernd, stets phantasievoll und geschmackvoll gekleidet war die Filmredatorin, Regieassistentin und Casterin eines von jenen Defa-Urgesteinen, die auch nach dem Untergang der DDR-Filmgesellschaft ihr Leben weiterhin dem Film widmeten. Nun ist sie nach einem Autounfall am Sonntag 82-jährig in Potsdam gestorben.

Nahe 50 Filmen hat sie mitgewirkt, unter anderen an Arbeiten von Regisseuren wie Frank Beyer, Kurt Maetzig, Lothar Warneke oder Konrad Wolf. Angefangen mit „Das Traumschiff“ (1956) war sie am „Schweigenden Stern“, „Ich war 19“, „Goya“, „Solo Sunny“, „Der Bruch“ und an vielen wichtigen Streifen beteiligt.

Ihr Talent, die richtigen Gesichter selbst für Nebenrollen zu finden, nutzten nach 1990 Filmemacher wie Bernd Böhmlich und Andreas Dresen. „Die Polizistin“, „Sommer vorm Balkon“ oder „Whisky mit Wodka“ sind nur einige Glücksfälle, bei denen die gebürtige Berlinerin für das Casting verantwortlich war. Doris Dörrie nutzte ebenfalls gern den Rat der Wahl-Potsdamerin. Ihre reiche Erfahrung gab sie zudem an den künstlerischen Nachwuchs in Rostock, Leipzig und an der Filmuniversität „Konrad Wolf“ Potsdam weiter. 2014 erhielt Doris Borkmann den Preis für das filmkünstlerische Lebenswerk der DEFA-Stiftung. Laudator Wolfgang Kohlhaase – mit dem Drehbuchautor hatte sie über Jahrzehnte immer wieder zusammengearbeitet – beschrieb sie als „die stille Mitte unserer Tätigkeit“.

Der Film war ihr Leben. Nach ihrer Schulausbildung bewarb sie sich bei der Defa. Dort begann sie eine praktische und theoretische Ausbildung, die sie mit allen im Filmbereich vorkommenden Berufen vor allem in den künstlerisch-technischen Bereichen vertraut machte.

Fotografie stand genauso im Mittelpunkt wie die Arbeit im Kopierwerk des Spielfilmstudios. So lernte sie den gesamten Film-Herstellungszustand kennen und wurde nach brillantem Ausbildungsabschluss Regie-Assistentin oder Assistenzregisseurin, ehe sie nach 1990 zum Casting wechselte. Nun hat sich die große alte Dame des ostdeutschen Films von der Welt verabschiedet. In ihren Arbeiten lebt sie weiter. Zurück bleibt ihr Mann Herbert Ehler, der über Jahrzehnte als Defa-Produktionsleiter wirkte und Professor an der heutigen Filmuniversität war.

Der Sopranistin Maria Perlt als Susanna mangelt es für diese Partie, besonders in der großen Arie im vierten Aufzug, der „Rosenarie“, an lyrischer Grundierung.

Almira Elmada als Cherubino überzeugt eher gesanglich als im aufgesetzten Spiel. Im Spiel zurückhaltender, im Gesang leider auch, Elvira Hasanagic als Gräfin.

Widersprüchliche Eindrücke nach einem langen Opernabend in der Staatsoperette, wo nach der Pause, ganz unüblich für dieses Theater bislang, etliche Plätze nicht mehr besetzt waren.

➊ Nächste Aufführungen: 20., 21. 5.; 4., 17., 25. 6.; 4.7.

➋ www.staatsoperette.de



Doris Borkmann mit Wolfgang Kohlhaase.

Foto: Defa-Stiftung

Ein Leben für den Dokumentarfilm – Peter Ulbrich ist tot

Frankreich war in letzten zwei Jahrzehnten seine Wahlheimat. Dort hat sich in der Nacht zum letzten Montag, unerwartet für Familie und Freunde, für den 84-jährigen Dokumentarfilmregisseur Peter Ulbrich das Leben vollendet. Der Dresdner war über Jahrzehnte hinweg einer der profiliertesten Persönlichkeiten der Defa und des internationalen Films. Nach dem Abitur lernte Ulbrich zunächst die Rohfilm- und Papierherstellung, ehe er zur Defa AG, Produktion Sachsen, wechselte. Er war Regiehilfe, Beleuchter, Kamera-, Schnitt- und Regieassistent und durfte auch drehen. Das Studio produzierte Dokumentar-, Arbeitsschutz- und Werbefilme und arbeitete für die Wochenschau. 1953 übernahm ihn das Defa-Studio – zunächst als Regieassistent, ab 1955 als Regisseur und Autor.

1956 wurde der 23-Jährige nach Vietnam geschickt. Zwei Filme brachte er von dort mit: „In den Bergen Nordvietnams“ und „Die Fischer von Vinh-Moc“. Dem Land war er zeitlebens verbunden. „Vietnam war eine sehr wichtige Zeit für mich. Sie brachte mich heraus aus dem eurozentrischen Denken“, sagte er in einem Interview mit dieser Zeitung. 1968 und 1974-1977 war er Präsident und 1973 Jurymitglied der Leipziger Dokumentar- und Kurzfilmwoche.

Viele Jahre engagierte er sich in internationalen Gremien. Zwischen 1980 und 1990 war er erster Sekretär des DDR-Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden. Der Dokumentarfilmer erhielt Preise der Leipziger und Oberhausener Festivals und weitere Auszeichnungen im In- und Ausland für seine rund 40 Arbeiten, an denen er als Regisseur oder Autor beteiligt war. rzi